



ERNST WIECHERT

EINE MAUER UM UNS BAUE ...

In diesen Tagen kam ein kleines Buch vom Luganer See zu mir. Es heißt "Stunden im Garten", und dort fand ich die folgenden Verse:

"Ferne Jugend! auch du wehst aus den Freuden des Gartens in die herbstlichen Jahre mir sehnlich herüber und rührest oft so mahnend und herb und süß ans alternde Herz mir." Ich sprach sie noch einmal leise vor mich hin, und dann ließ ich das Buch sinken. Es war nicht nur die schwermütige und makellose Schönheit dieser Verse, die mich so bewegte. Es war, als klopfen sie an die innerste Tür meines Herzens und das "Mahnende" in ihnen ginge nicht nur den Dichter an, der sie geschrieben hatte, sondern vielmehr mich. Der Dichter war Hermann Hesse, und das kleine Buch war ein Dank für einen Brief, den ich ihm geschrieben hatte, um ihn darüber zu trösten, daß so wenige von uns ihm anscheinend die Treue gehalten hätten, die wir doch ihm als einem der reinsten und gütigsten Führer in unseren Jugendschmerzen schuldeten. Und aus diesen Versen, die gleich einer Hölderlinschen Klage in mich fielen, rührte es mir nun mahnend ans Herz, daß ich diese Pflicht des Dankes solange aufgeschoben hatte, Jahr für Jahr, ja Jahrzehnt für Jahrzehnt, bis aus jenem gütigen Tröster unserer Jugend ein einsamer und vielleicht vergrämter Mann geworden war, des Trostes nun selbst bedürftig, den er so reich gespendet hatte. Und ich bedachte, vom einzelnen weiterschreitend, wie Unterlassung und Versäumnis so oft das Leben der Menschen betrüben, indem das höfliche und schüchterne Schweigen dem ungeschickten Wort vorgezogen wird, so daß mancher in Einsamkeit und ungeliebt zu leben wähnt, um den doch soviel Zuneigung, Liebe und Verehrung schweigend und schützend stehen.

Nicht so nun, daß ich selbst mich für einsam und ungeliebt halten wollte, obwohl ich viele und bittere Jahre lang das Recht dazu gehabt und aus ihm nicht nur Schmerzen, sondern auch eine immer wachsende Kraft gewonnen hatte. Aber es ging mir mit diesen Versen so, daß ihre Mahnung, nachdem sie mich getroffen, sich nun plötzlich umkehrte. Daß ich an meiner Stelle all die vielen sah, die mir Zuneigung, Liebe und Verehrung nicht nur schenken, sondern auch deutlich bezeugten, und daß ich mich fragte, ob ich denn nicht bisher versäumt hatte, diesen Dank zu erwidern, und sei es auch in einer geringeren Form als mit Versen von solcher Schönheit, wie der einsame Mann sie mir geschenkt hatte.

So ist es gekommen, daß eine abgetragene Schuld mich an das noch nicht Abgetragene erinnert hat, wie es ja wohl eine Folge nachdenklichen Lebens ist, daß das Einzelne sich immer mit dem Allgemeinen verknüpft. Und daß das "Erledigte" niemals der Schluß, sondern immer nur der Anfang einer Kette ist.

Ich erinnerte mich auch, daß ich in einer Rede, die in viele Hände gekommen ist, nicht ohne eine leise Ironie von dem geplagten Postboten gesprochen hatte, der so viele Briefe und Manuskripte zu mir tragen müsse, und es fiel mir nun schwer aufs Herz, daß ich hier etwas versäumt hatte und daß in den letzten Monaten die Schuld dieser Versäumnis größer geworden war als in allen anderen Jahren zusammengenommen.

Ich erinnerte mich, daß es kein Verhältnis auf dieser Erde gibt, in dem der eine Teil nur zu empfangen und der andere nur zu geben hätte. Daß also auch das Verhältnis zwischen dem Dichter und dem Leser nicht so sein dürfe, und daß es für mich nun Zeit sei, ihm einmal zu sagen, was an ihm mich bewege und rühre, nachdem er mir tausendfach gesagt hatte, was an mir ihn mit denselben Gefühlen erfülle.

In dem schönsten Buch, daß das vergangene Jahr uns geschenkt hat, in den "Geheimnissen des reifen Lebens" von Carossa, steht der Vers: "Ach, unser Stern ist voll Gefahr." Und es mag wohl keine zufällige Verknüpfung sein, wenn ich mich dabei meiner Schulstube aus der Kinderzeit in den Wäldern erinnere, einer derjenigen, in denen eines der Gedichte vor meine Seele trat, die für viele Jahre unseres Lebens - so unbeholfen und so unbedeutend sie auch sein mögen - doch eine stille und untrügliche Leitung darstellen, ein Gesetz, nach dem wir die ungeschickten Schritte zögernd richten, eine Tröstung und Gewißheit, die halb wie Ahnung und halb wie Aberglaube in unsere Lebensnot fällt.

In diesem Gedicht wird erzählt, wie in den Nöten eines schweren Krieges, wahrscheinlich des Dreißigjährigen, eine alte Frau in ihrer Hütte betet: "Eine Mauer um uns baue ...", und wie am nächsten Morgen diese Hütte von Schneemauern so bedeckt und zugeweht ist, daß Kaiserliche oder Schweden oder Mansfelder nicht achtend an ihr vorüberreiten. Und ich erinnere mich noch sehr wohl des getrösteten und gläubigen Blickes, mit dem ich vor den Fenstern unserer Oberstube den Schnee in weißen Wolken treiben sah,

wie er die Sträucher des Gartens zudeckte, die Fichtenstämme, das Feld und die Wälder, und wie ich ohne jeden Zweifel gewiß war, daß Gott auch zu meiner Zeit Mauern um unser Haus bauen würde, wenn es Menschen oder Wölfe einfallen sollte, in unseren frommen Frieden blutig einzubrechen.

Wie aber kommt es nun, daß dieser Vers mir seither nicht aus dem Sinn gehen will? Ich weiß, daß ich meinen Krieg überstanden habe; daß weder Schweden noch Kaiserliche in den Wäldern vor meinem Hause warten; und ich weiß auch, daß ich kein Kind mehr bin, das in Gottes Hand sich verbergen könnte.

Und doch gibt es Abende, an denen ein zerrissener Himmel über einer fahlen und drohenden Erde hängt. An dem die Krähen heimatlos schreien und der Wind wie über ein Niemandland geht. Dann kann ich am Gartenzaun stehen, lange Zeit, nicht wie ein verlorener Mensch, aber gleich einem, der "durch einen Spiegel in einem dunklen Wort" sieht, und dann sage ich leise: "Eine Mauer um uns baue ..."

Und es gibt Abende vor dem Kamin, wenn die Flammen verlöschen, da ich mein ganzes Leben vor mir ausgebreitet sehe. Ein tapfer durchkämpftes Leben, aber an seinen Rändern liegt so viel, was ich nicht gern ansehen will, und das dürfen wir ja wohl alle eingestehen, daß uns der Schild in unserer linken Hand manchmal schwer werden will und daß nicht alle von uns eines billigen Trostes sich erfreuen wollen. Und wieder sage ich leise: "Eine Mauer um uns baue ..." Sage ich aber dieses, so sehe ich nicht die Schneewälle der Kinderzeit und nicht Gottes Hand senkt sich herunter - was ist der einzelne für seine Hand? - sondern ich sehe alle diejenigen, für die ich diese Worte schreibe. Tausende und Tausende stehen sie um mein Haus und um mein Leben, eine dunkle, gläubige, unerschütterliche Mauer. Sie verlangen nichts, sie bitten nichts. Sie sind nur da, damit ich wisse, sie seien da. Damit um mein Haus nicht die Fremde sei, die Einsamkeit oder die bittere Verlassenheit. Solche, die noch fast Kinder sind und solche, deren weißes Haar in der Dämmerung leuchtet. Und alle sehen sie aus, als ob ein Licht aus meinem Hause schimmere. Keine Sonne, keine Flamme, sondern nur der stille Lampenschein, von dem Raabe gesagt hat, daß er uns immer noch tröstend bleibe, auch wenn alles Licht in der Welt versunken sein sollte.

Dann weiß ich mit einemmal, wie tief ich meinen Lesern verschuldet bin, den bekannten und den unbekanntem. Dafür, daß ich an meinem Feuer sitzen kann, obwohl ich so gut weiß, daß unser Stern voll Gefahr ist. Und dafür, daß ich weiter in der Demut bleibe, während es doch so leicht wäre, mich einer billigen Hoffart hinzugeben. Und auch dafür, daß mit jedem Buch die Verantwortung wächst, die ich trage: denn es könnten aus der dunklen Mauer sich ein paar abwenden und traurig fortgehen, weil sie ein Licht erwartet hatten, und nun war es nur ein Irrlicht gewesen.

Und deshalb sage ich dies alles einmal. Da sind einige, die ich mit meinen Briefen erreiche, aber es sind so wenige. Die vielen aber schreiben mir nicht, weil sie sich scheuen. Und mein Herz ist so erfüllt mit Dank, daß ich möchte, alle wüßten es: Daß ich nicht auf einem eingebildeten Throne sitze und mir huldigen lasse, sondern daß ich nur wie ein Mensch bin, dem ein Licht anvertraut wurde und der es im Winde zu tragen hat. Und daß es nicht erlischt, das macht nicht nur mein Glaube und meine Kraft, sondern daß Tausende die Hände schützend um meinen Weg halten.

Und als ein kalter Wind über dieses Licht zu gehen begann, da wurde die Mauer immer fester, und dieses hat mein Herz so bewegt, daß ich es sagen mußte. Denn die Treue soll gerühmt werden, die der Mensch dem Menschen hält. Was an ihr Wahrheit oder Irrtum gewesen ist, oder vielmehr an ihrem Gegenstand, mögen spätere Zeiten entscheiden. Aber die Treue wird nicht geringer dadurch, daß sie an etwas Unvollkommenes gewendet wird. Weil sie ihren Lohn und Adel in sich trägt, gleich der Liebe.

Es ist wahr, daß ich mitunter seufze. Über Gedichte, die den Briefen beigelegt sind; über Bücher, in die ich etwas einschreiben und die ich wieder verpacken soll; über den Wunsch, eine genaue Biographie zu einer Reifeprüfung mitzuteilen, oder die Disposition eines Aufsatzes zu beurteilen. Auch über denjenigen, der einen Briefwechsel mit mir wünscht, "um sich eine bessere Sprache anzueignen".

Aber sollte ich nicht auch diese einfügen in die große Reihe der Liebenden, die den Weg zu mir suchen? Auch als unbedachte und anspruchsvoll Liebende? Ist nicht in fast allem ein bißchen Sehnsucht nach einer besseren und stilleren Welt, unterschieden von ihrem Alltag? Und was sind sie, in der Zahl gemessen, gegen die vielen, die Leid tragen und sich eine Hilfe erwarten?

Gegen die Unglücklichen, die Verstoßenen, die Geächteten? Oder gegen diejenigen, die nichts wollen als nur sagen, daß sie einen Trost empfangen haben? Dunkel und ohne Hoffnung war ihr Leben, und plötzlich haben sie ein Licht gesehen. Und diese sind es, die mich am meisten beschämen. Denn wer von der Gebrechlichkeit des menschlichen Wesens weiß, hat auch erkannt, daß es ihm nicht zukommt, für einen Helfenden und Heilenden gehalten zu werden. Weil ja niemals er hilft, sondern weil es in ihm zum Helfen und Heilen ausersehen und begnadet sein kann.

Ich kann sie nicht alle nennen, und viele würden es auch nicht wollen, daß ich sie nenne, und von den meisten weiß ich ja nur, daß sie sind. Aber von den beiden Menschen aus dem Thüringer Wald muß ich doch sprechen, und sie sollen hier für alle stehen. Sie besaßen ein schönes und ganz altes Familienerbe, einen Kelch aus Rubinglas, der ein Abendmahlskelch gewesen war. Sie besaßen auch ein einziges Kind, und dieses Kind starb ihnen. Da nahmen sie den Kelch von seinem Ehrenplatz und schickten ihn mir und schrieben dazu, ich sei ihnen ein Trost gewesen in ihrer schwersten Zeit, und nach dem Tode ihres Kindes wußten sie nun keine Hand, in die der Kelch mehr gehöre, als die meinige.

Muß ich es sagen, wie diese Gabe mich beugte und erhob? War sie nicht wie ein lebendiges Leben, das in meine Hände gelegt wurde? Und wurden diese Hände nicht verpflichtet und beschworen dadurch? Könnten sie jemals Unreines tun oder schreiben danach?

Man wird nun verstehen, daß dieser Kelch mir ein Sinnbild geworden ist. In seinen roten Wänden, über die das Gold der Ornamente feierlich und zierlich spielt, ist nun aller Dank beschlossen, den man an mich gewendet hat, und aller Dank, den ich schulde. Wenn der Schein des Kaminfeuers über die Wände geht, dann scheint alles Licht in dem sanften Rot sich mahnend zu sammeln. Ja, es ist, als ziehe der Friede des ganzen Hauses an jener Stelle sich zusammen, als schlössen in ihm alle Fäden sich leuchtend aneinander, die von diesem Hause in die weite Welt laufen, zu allen, mit denen ich verbunden bin, und als seien um ihn die Hände der Penaten feierlich und schweigend erhoben als um das Unzerstörbare menschlichen und häuslichen Seins.

Es ist in allen Zeiten viel vom Wesen und Wert der Dichtung gesprochen worden, und zu allen Zeiten ist es anders gesprochen worden. Mitunter ist der Ruhm wie eine Sonne erschienen und die Sterblichen haben ihre Augen nur mit Schmerzen zu ihr erheben können. Mitunter aber ist er nichts gewesen als ein stilles Licht in der dunklen Nacht, das den Irrenden und Suchenden angezeigt hat, daß es noch Dach und Herd und Heimat für sie gab. Wir alle aber, meine Leser und ich, wir wollen uns gern zu dieser zweiten stillen und altmodischen Erkenntnis halten und sie bewahren, ob man uns auch darum schelten möge. So wie es uns unbenommen bleiben muß, ob wir unseren Trost des Sterbens aus der Bibel, der Edda oder aus einer östlichen Weisheit entnehmen, so muß es uns auch unbenommen bleiben, ob wir unseren Trost des Lebens aus diesem oder jenem Dichter schöpfen oder ob wir ihrer überhaupt nicht bedürfen.

Aber ich glaube, daß für jeden von uns die Zeit kommen wird, in der es ihm "in die herbstlichen Jahre" sehnlich herüberweht und mahnend und herb und süß ans alternde Herz rührt. Dann wird es gut sein, wenig versäumt und wenig vergessen zu haben und des Kinderglaubens gewiß zu sein, daß eine Mauer um uns gebaut sein wird, wann immer wir ihrer bedürfen. Mir aber ist früh geschenkt worden, daß ich dieses Glaubens gewiß sein darf. Und deshalb soll niemand sich um mich sorgen oder kränken. Denn selbst wenn ich in der Sorge und Kränkung tief versunken wäre, so würde doch die Mauer nicht aufhören, um mich zu sein und zu wachsen, und würde es auch keine Mauer der Macht oder der Gewalt sein, so würde es doch eine Mauer der Liebe sein.

Könnte aber jemand vergehen, an dem die Liebe teilgenommen hat?